

Viertes Buch.

Anfänge christlich-germanischer Kunst.

Das Karolingische Zeitalter.

Erstes Kapitel.

Historische Einleitung.

Es giebt einzelne Stellen in der Geschichte, wo wir deutlicher als an anderen die leitende Hand der Vorsehung wahrzunehmen glauben. Eine solche Stelle ist das Zusammentreffen des Christenthums mit den germanischen Völkern; hier scheint eine Vorherbestimmung erkennbar, welche diese Religion und diese Nationalität für einander geschaffen hatte; nur durch das Evangelium konnte diesen Völkern ihre höhere Entwicklung zu Theil werden, und nur durch diese Völker konnte das Christenthum völlig in freies, gestaltetes Völkerleben übergehen.

Wir sahen schon, wie es unter den weströmischen Imperatoren und im byzantinischen Reiche nur in verkümmelter Gestalt erschien; eine altergebrachte Civilisation und Sitte, auf ganz anderer Grundlage beruhend, vielleicht selbst ein klimatisches Element südlicher Natur stand mit der neuen Lehre im Widerspruch. Es war dafür gesorgt, während sie hier ihre erste dogmatische Begründung erhielt, dass ihre sittlichen Anforderungen einen fruchtbareren Boden fänden. Fern von der Wiege des Christenthums, in den Wäldern Germaniens war das Volk vorbereitet, dem es vor Allen zusagte, das hier gleichsam müßig ruhte, bis die Zeit der Bestimmung kam. Schon Tacitus, der die Deutschen schildert lange ehe das Christenthum zu ihnen kam, er selbst ein Römer im vollen Sinne des Wortes, ohne Ahnung von dem inneren Geiste der christlichen Lehre, beschreibt uns ihren Charakter so, dass wir die Grundzüge einer dem Christenthume verwandten Anlage nicht verkennen können. Selbst ihre Religion, so hartnäckigen Widerstand sie dem Christenthum entgensetzte,

enthielt demselben günstige Elemente. Sie war nicht eine rohe Naturanbetung, sondern ein Polytheismus mit mehr oder weniger ausgebildeten Göttersagen, aber zugleich mit einer Richtung auf das Allgemeine und Uebersinnliche, welche durch jene Göttersagen selbst die Ahnung einer tieferen Bedeutung durchschimmern liess. Dies verhinderte das Gedeihen der gestaltenden Kraft, welche die Götter zu lebensvollen Individuen macht, gab aber auch Raum für eine höhere, mehr geistige Lehre. Damit stimmte denn auch der Cultus überein. Die Germanen, sagt Tacitus, halten nicht dafür, die Götter in Mauern einzuschliessen oder die Grösse der Himmlichen nach der Aehnlichkeit menschlicher Gestalt zu bilden. Die Fassung des Satzes gehört dem Römer an, die Thatsache aber wird im Wesentlichen richtig sein. Sie hatten, wenigstens in dieser Frühzeit, weder Götterbilder noch Tempel, sondern verehrten die Götter in heiligen Hainen¹⁾; das Waldesdunkel, die freie Natur schien ihnen der der Gottheit würdigste Aufenthalt. Die Götter waren zwar nicht an diese Bäume, an diese Localität gebunden; man dachte sie sich als freie Persönlichkeiten, welche diesen Ort nach ihrem Willen verlassen, an anderer Stelle weilen, und dann wieder dahin zurückkehren konnten²⁾. Aber der Hain war doch ihr vorzüglichster Sitz; er war von ihnen erfüllt, weshalb es bei einigen derselben Sitte war, sie nur mit gebundenen Händen zu betreten, gleichsam in Anerkennung menschlicher Ohnmacht und göttlicher Gewalt. Neben diesem reinen und abstracten Cultus gab es dann freilich schon zu den Zeiten der ersten römischen Berichterstatter vielfache abergläubische Gebräuche, aber meistens nur solche, die auf Erregung des Schreckens berechnet waren, nicht sinnlich verlockende. Blutige Opfer waren gewöhnlich, selbst Menschenopfer nicht selten, meistens von Gefangenen oder zu diesem Zwecke erkauften Slaven, manchmal aber auch von Volksgenossen. In den Hainen wurden die Schädel der geopferten Thiere oder schreckende Bilder gewisser, diesen Göttern geheiligter Thiere aufgestellt, die man dann, um den Eifer der Kämpfenden zu steigern oder den Feinden Furcht einzuflöszen, mit in die Schlachten führte. Aber bei alledem gab jenes

¹⁾ Da die Priester in diesen Hainen wohnten und da man die Feste der Götter in denselben beging, konnte es darin nicht ganz an Gebäuden fehlen. Tacitus (Annal. I. 51) erzählt von dem „bei diesen Völkern berühmten Tempel“ der Tanfana, den Germanicus dem „Boden gleich machen liess“. Da man einen Widerspruch mit jenem allgemeinen Satze nicht annehmen kann, so wird er hier das Wort: Templum im weiteren Sinne des Wortes für die Einfriedigung des heiligen Ortes genommen haben.

²⁾ So die Göttin Hertha (Tac. Germ. c. 40), welche von Zeit zu Zeit nach ihrem den Priestern bekannt gemachten Willen in verhülltem, nicht geöffnetem Wagen durch das Land zog, verehrt und friedensstiftend, bis sie, der Menschen gesättigt, zurückkehren gebot. Auch hier wird man nicht an eine wirkliche Statue der Göttin zu denken haben, sondern höchstens an irgend ein Symbol.

fromme Naturgefühl, welches dem Cultus in den Hainen zum Grunde lag, die Scheu vor der Grösse Gottes, welche seine bildliche Darstellung vermied, die Unbestimmtheit der Göttersagen und die Ahnung einer dahinter verborgenen höheren Wahrheit, Anknüpfungspunkte für das Christenthum. Es war jedenfalls eine Religion, in welcher das subjective Element, die Empfindung, sei es der Ehrfurcht oder des Schreckens, vorherrschte, und das Objective, das Bild der Gottheit, nicht den Grad sinnlicher Realität erhalten hatte, wie bei anderen heidnischen Völkern, geistiger oder schwankender geblieben, und der Berichtigung empfänglicher war. Auch gab es unter den mythischen Vorstellungen des germanischen Heidenthums manche, welche eine Deutung im christlichen Sinne duldeten.

Dazu kam dann eine Reinheit der Sitte, welche die Germanen scharf von den anderen heidnischen Völkern unterschied und ihnen die Anforderungen des Christenthums leichter machte. Die Ehe war nicht bloss in der Regel monogamisch, sondern auch strenge und heilig gehalten, das Familienleben innig und fest; Sklaven und Hörige wurden mit Milde und Wohlwollen, den Kindern des Hauses gleich behandelt. Untreue und Unkeuschheit wurden hart gerügt, Enthaltbarkeit der Jugend als geboten und ehrenhaft betrachtet. Tacitus belegt dies alles durch Anführung mancher Einzelheiten und zollt ihnen das unbedingtste Lob; dass ihn dabei nicht etwa der Unwille über die römische Sittenverderbniss zu weit geführt, ergiebt sich dadurch, dass auch Cäsars nüchterner Bericht mit ihm übereinstimmt. Selbst in dem unstäten Leben der Völkerwanderung erhielt sich diese Sittenreinheit noch lange; Salvian, ein am Rhein geborener Römer und katholischer Priester, der sein Buch von der göttlichen Weltregierung um die Mitte des fünften Jahrhunderts schrieb, erklärt die Siege, die Gott den Germanen gegeben, aus ihrer grösseren Sittenreinheit. Er vergleicht das Leben der aquitanischen Römer mit dem der arianischen Gothen, ihrer Herren, und stellt ihnen diese als Muster vor. Er rühmt die Vandalen, dass sie unter der entarteten römischen Bevölkerung von Africa eine bessere sittliche Ordnung hergestellt haben¹⁾.

Nicht minder günstig waren die politischen und rechtlichen Anschauungen der Germanen. Hier war der Einzelne nicht wie bei den Orientalen an seine Kaste, nicht wie bei den Griechen durch die festen Gesetze seiner Stadt gebunden. Nur das Band der Familie vereinigte die Germanen, und auch dieses theils nur in einzelnen rechtlichen Beziehungen, die nicht die ganze Person betrafen, theils nur als natürliche Anhänglichkeit des Gefühls. Alle übrigen Verbindungen erschienen als freie, selbst gewählte Verbrüderungen. Der Wille des Einzelnen war für ihn

¹⁾ De gubernatione Dei. lib. IV. c. 7. 12. 14. lib. VII. c. 3—16.

einziges, aber auch unverbrüchliches Gesetz, so sehr, dass wenn er sich selbst als den Preis des Würfels setzte, sich in Sklaverei verspielte, er auch dieser Verpflichtung, da er sie einmal übernommen, Genüge leisten musste. Nicht nach Stammesrecht, nicht nach den Beschlüssen der Gemeinde, sondern aus persönlicher Achtung wählten sich Männer und Jünglinge einen tapferen Führer, um ihm bis in den Tod zu folgen. Ihn zu verlassen, war die grösste Schmach; Treubruch und Meineid wurden aufs Höchste geahndet. Wenn der Freie über sich verfügt hatte, war es unänderlich. Nicht bloss die Männer, sondern auch die Frauen waren freier. Keine Spur von orientalischer Absonderung, selbst in die Schlachten folgten sie. Und hohe Achtung wurde dem tiefen, durch äussere Gründe weniger irgeleiteten Gefühle der Frauen gezollt, man verehrte in ihnen einen Geist der Wahrsagung. Durchweg also finden wir neben kriegerischer Härte und männlichem Stolze Züge von Milde und Weichheit des Gemüthes und eine Empfänglichkeit für das Reine und Zarte, wie kein anderes heidnisches Volk sie dem Christenthum entgegenbrachte.

Allein diese innere Verwandtschaft sollte erst spät zu Tage kommen; die damaligen Germanen waren nicht im Stande, sie zu empfinden. An Nationalgötter gewöhnt betrachteten sie den Christengott nur als den Gott der ihnen feindlich gegenüberstehenden Römer, widerstrebten ihm mit derselben Hartnäckigkeit, welche sie diesen ihren Feinden entgegensetzten, hielten an ihren angestammten Göttern mit derselben Treue, mit der sie sich an das selbst übereilt gegebene Wort gebunden glaubten. Auch hatten sie wohl die Ahnung einer Gefahr, die ihnen von dieser Seite drohete. Ihre ganze Verfassung, das ganze, keinesweges so einfache System ihres Staats- und Familienlebens stand in engster Verbindung mit ihrer Götterlehre und ihrem Cultus. War dies durch uralte Tradition und anezogene Ehrfurcht erstarkte Band zerrissen, so liess sich nicht absehen, wohin die ungebändigte Freiheitsliebe und Kriegslust, die Neigung zu particularistischer und persönlicher Sonderung führen würde. Das Christenthum an sich hatte keinen staatenbildenden, keinen wehrhaften Charakter; es setzte also eine fest bestehende Ordnung voraus. Es wies auf höhere Güter hin, und auf dem Boden der alten Welt hatte uralte Bildung die Völker dafür empfänglich gemacht; den Germanen ging dieses Verständniss ab. Die antike Civilisation war also die nothwendige Vermittlerin zwischen dem Christenthum und den Germanen; nur dadurch, dass diese sich mehr oder weniger römischer Gesetzlichkeit und Bildung unterwarfen, war es möglich, dass jenes tiefer bei ihnen eindrang. Dagegen aber sträubten sie sich und steigerten sich in ihrem Widerstreben, bis allmählig im Laufe der Jahrhunderte unter der Gunst besonderer Umstände mehr und mehr bald einzelne Individuen, bald einzelne Stämme sich bekehrten.

Gerade diese Bekehrungen bewiesen aber, dass jene Scheu, welche die Leiter der germanischen Stämme bisher zurückgehalten hatte, nicht ohne Grund gewesen war. Wenn rohe Völker die Bildung nicht in sich allmählig erzeugen, sondern von aussen her empfangen, so ist es natürlich, dass sie sich zuerst daraus nur das allgemein Menschliche, dessen Nutzen sie leicht einsehen, aneignen, also mehr das Sinnliche, welches auch der Eigensucht des Menschen am Meisten verwandt ist und am Leichtesten in Verderbniss übergeht. Dazu kam denn, dass die damalige römische Sitte keinesweges eine christlich durchbildete, sondern von der Verderbniss des antiken Heidenthums vielfach entstellte war, und dass also bei den Germanen die Laster der Civilisation mit ihrer natürlichen Rohheit in Verbindung traten. So geschah es, dass diese deutschen Völker, statt durch ihre Bekehrung und durch die Ordnung römischer Sitten zu gewinnen, nur lasterhafter, unklarer wurden. Das Evangelium, indem es nicht bloss äussere Opfer, sondern inneren Glauben, freie Zustimmung und persönliches Bekenntniss fordert, stellt den einzelnen Menschen viel höher, als jene Volksreligionen, welche ohne Ansprüche auf eigene Prüfung von einem Geschlechte zum anderen sich vererbten. An rohe, zur Willkür gewöhnte Menschen gebracht, musste es anfangs die Kraft des eigenen selbstsüchtigen Willens noch stärken, indem es dieselbe so hoch ehrte. Der Aufruf zur Reue und Besserung musste die Gemüther, so lange sie noch nicht die starke Naturkraft der Leidenschaft bewältigt hatten, eher aufreizen, und nach schneller Busse eben so schnellen Rückfall herbeiführen. Aber dennoch war dieser Weg der einzige, um das Christenthum tief in das innere Leben der Menschheit einzuwurzeln.

Die ersten, welche einen gewissen Grad von Cultur erlangten, waren die Gothen, die Westgothen im südlichen Frankreich und in Spanien, und die Ostgothen, die unter dem grossen Theoderich nach Italien kamen. Sie scheinen die bildsamsten, mässigsten unter den Deutschen der Völkerwanderung gewesen zu sein. Schon dass sie sich in kirchlicher Beziehung, selbst als sie unter Katholiken lebten, zur arianischen Lehre bekannten, zu einer Lehre, welche in die Geheimnisse des Glaubens eine rationalistische Begreiflichkeit hinein zu bringen sucht, zeigt einen weltlich-verständigen aber weniger tiefen Sinn. In Italien, in dem gebildetesten Lande des Westens, wo sie vereinzelt unter Römern lebten, begriffen sie die höhere Cultur wenigstens soweit, um die äusseren Vortheile derselben, Ordnung und Gesetzlichkeit, Glanz und Bequemlichkeit sich aneignen zu wollen. Zwar fehlte es nicht, dass sie oft im Bewusstsein ihrer Kraft mit Verachtung auf die Römer herab sahen, auch blieben sie persönlich von ihnen getrennt, da nach germanischer Ansicht nicht das Land, sondern die Herkunft das Recht bestimmte, nach welchem ein jeder lebte. Theoderich versuchte es

schon, beide verschiedenen Stämme seiner Unterthanen zu verschmelzen; er umgab sich mit römischen Beamten, erliess Edicte im prunkenden Curialstyle der Kaiser, und stellte sich als den Beschützer der Künste und der Ueberreste des Alterthums dar. Indessen erlangten seine Gothen dadurch nur eine gefährliche Halbcultur, äussere Tünche bei innerer Rohheit, welche ihre alte Treue wankend machte und ihre Kraft lähmte. Nach sehr kurzer Zeit schon konnten sie, uneinig unter einander, den Kampf mit den Feldherren Justinians nicht mehr bestehen, und bald darauf wurde Italien eine leichte Beute der Longobarden.

Auch diese bekannten sich anfangs und grösstentheils zur arianischen Lehre, sie waren aber weniger bildsam und aneignend als die Gothen; der germanische Geist erhielt sich daher bei ihnen reiner, sie mischten sich weniger mit den Römern. Ihre Regierung nahm niemals den monarchischen Charakter an, wie die Theoderichs, sondern die Könige hingen mehr von ihren Grossen und Anführern ab, während diese wieder mit ihren unmittelbaren Untergebenen in ähnlichem Verhältnisse standen; das Lebensverhältniss fing an sich auszubilden. Auch in einzelnen Lebenszügen erkennen wir den deutschen Charakter bei ihnen deutlicher, das Romantische der Liebe, das Wohlgefallen an abenteuerlichen Ritterthaten, Gefühle, die erst viel später ihre poetische Ausbildung erlangten, werden hier bemerkbar¹⁾. Aber daneben behielten sie auch in Italien die rohe, verwilderte Sitte, die sie aus ihren früheren Lagerplätzen in slavischen Ländern mitgebracht hatten, ja sie steigerten sich hier noch, wie berauscht durch die Genüsse des Südens, in zügelloser Leidenschaft. Der Einfluss der Kirche war selbst dann, als ihre Könige katholisch geworden waren, nur vorübergehend; der römische Bischof hatte harte Tage unter ihnen. Durch ihre längere und strenge Gewaltherrschaft mischte sich ohne ihren Willen der Charakter der römischen und germanischen Bewohner des Landes, und sie bildeten dadurch die Grundlage des späteren italienischen Volksthum.

Reiner erhielt sich der deutsche Geist bei den Franken, welche in Gallien eine, wenn auch romanisirte, doch ursprünglich mehr verwandte Nation beherrschten. Sie waren die ersten Germanen, welche statt des arianischen, das katholische Christenthum ergriffen, das mehr geeignet war, tiefe Begeisterung und poetische Regungen zu erwecken. Auch hier aber trug weder das Christenthum sogleich seine schönsten sittlichen Früchte, noch zeigte sich der germanische Charakter ohne Weiteres von seiner besseren Seite, in seiner tiefen Treue und Zuverlässigkeit; vielmehr entwickelte sich unter den Königen des ersten Stammes, den Merowingern,

¹⁾ Alboin und Rosamunde; zierlicher und romantischer die Werbung Autharichs um die baierische Königstochter Theodelinde (Paul Diac. lib. II. c. 29, 34; Gibbon c. 45).

ein Zustand von wilder Ruchlosigkeit, wie ihn die Geschichte kaum zu irgend einer Zeit gekannt hat. In den Familienzweigen dieses Hauses kämpften sie nicht bloss mit wilden, aber ehrlichen Waffen, sondern Treubruch und Verrath, List und heimlicher Mord sind gewöhnlich, und man liest mit Entsetzen, was die Geschichtschreiber ruhig und selbst ohne Verwunderung in ihren Chroniken, wie alltägliche Vorfälle, erzählen. Es wird hier im höchsten Grade deutlich, wie die oberflächliche Bildung und der verführerische Reichthum, welchen sie von den Römern überkamen, den rohen Sinn der Germanen verwirrte¹⁾. Indessen so übel, wie bei den herrschenden Geschlechtern, sah es im Kern des Volkes wohl nicht aus. Wenn auch roh und verwildert, waren diese Franken doch für die Lehren der Kirche und für die besseren Eingebungen des Gefühls nicht taub. Eine kräftigere und reinere Generation ging aus dem Volke hervor, die letzten Sprösslinge der entarteten Merowinger wurden in die Einsamkeit des Klosters verwiesen, und die Nachkommen Pipins von Herstatt bestiegen den Thron.

In Karl dem Grossen sehen wir schon eine ächt christliche und ächt deutsche Gestalt. Niemals hat die Geschichte einem Regenten mit grösserem Rechte als ihm den Namen des Grossen gegeben; sein redlicher Wille, sein Scharfsinn, seine Feldherrntalente, seine Thätigkeit sind wahrhaft bewundernswerth. Wie unterscheidet er sich von jenen Herrschern des byzantinischen Reiches, welche, im Innern ihres Palastes vegetirend, die Regierung ihren Dienern überliessen. Er ist unermüdlich; bald finden wir ihn auf den Schlachtfeldern der entferntesten Länder, in Italien, bei den heidnischen Sachsen, in der spanischen Mark; bald ist er mit den friedlichen Aufgaben des Regenten und selbst des Hausvaters beschäftigt. In diesem neuen Reiche war alles zu ordnen; Karl leitete alles selbst. In zahlreichen Gesetzen gab er Bestimmungen für die Verwaltung des Staates und der Kirche, für Schulbildung und Rechtspflege, und in die Ausführung seiner Vorschriften griff er überall selbst ein. Auf seinen Meierhöfen prüft er die Wirthschaftsführung, in den Klöstern besucht er die Schulen; wo er nicht selbst sehen kann, müssen seine Sendgrafen und Bischöfe das Land durchstreifen und ihm berichten.

Römische Kirche, Gelehrsamkeit, Kunst galt ihm hoch; in jeder Beziehung lehnte er sich an römische Traditionen an. Wie seine Vorfahren führte er den Titel eines Patricius und nicht unvorbereitet empfing er vom Papste Leo die Kaiserkrone. Ungeachtet schon drei Jahrhunderte seit dem Untergange des abendländischen Reiches verflossen waren, lebte in den Völkern die Erinnerung an die Einheit des Reiches und an seinen

¹⁾ Reich an interessanten Sittenschilderungen aus dieser Zeit ist: Loebell, Gregor von Tours, Leipzig 1839.

Mittelpunkt Rom, und die Erneuerung der Kaiserwürde war daher vom grössten Einflusse. Allein dabei war Karl weit davon entfernt, seine Nationalität zu verläugnen. Er sammelte deutsche Volkslieder, gab den Monaten deutsche Namen; er trug fränkische Kleidung und suchte durch Spott wie durch Gesetze seine Franken abzuhalten, sie mit römischer zu vertauschen. Beide Elemente, römische Cultur und deutsche Kraft wollte er offenbar mit einander verschmelzen, aber das römische, als das Neue, das Schwierigere, das für den Dienst der Kirche Erforderliche nahm seine Sorge in höherem Maasse in Anspruch. Er verschrieb Lehrer und Hilfsmittel aus Italien und vertheilte sie in den Klosterschulen, welche die Mittelpunkte der Bildung in den Provinzen werden sollten; er ging im Eifer des Lernens voran; Latein sprach er, griechisch verstand er wenigstens, gern wohnte er den grammatischen und theologischen Unterhaltungen seiner Hofgelehrten bei; er lernte rechnen und noch in alten Tagen versuchte er freilich mit geringem Erfolge die kriegerische Hand im Schreiben zu üben. Wir sehen hier an ihm selbst den Mangel der einfachsten Vorbildung bei einem scharfen Blicke und einem selbstständigen Urtheile über die wichtigsten Dinge. Er war ein treuer Sohn der römischen Kirche, aber blind folgte er auch ihren Entscheidungen nicht. Dies zeigte sich besonders bei einer merkwürdigen Veranlassung, die mit unserem Gegenstande in näherer Beziehung steht, nämlich bei Gelegenheit des Bilderstreites im byzantinischen Reiche. Dieser Streit hatte im Ganzen auf das Abendland geringe Einwirkung; die römischen Bischöfe erklärten sich entschieden gegen die Ansicht der bilderstürmenden Kaiser und der bereits festgestellte Gebrauch der Bilder in den Kirchen blieb überall bestehen. Erst als es der Kaiserin Irene gelungen war, den Zwist beizulegen und durch den Beschluss eines Concils die Bilder in ihre Rechte einzusetzen, als sie dann diesen Beschluss dem Papste Hadrian zur Mittheilung an die abendländischen Fürsten übersendete, liess sich ein Widerspruch gegen diese den Bildern zu günstig gehaltene Entscheidung vernehmen. Karl selbst nahm daran den eifrigsten Antheil, ein Buch, welches seine Grundsätze darüber enthielt (die s. g. libri Carolini) wurde verfasst und ein Concil zu Frankfurt am Main unter seinem eigenen Vorsitze gehalten, in welchem die versammelten Bischöfe sich seinem Willen gemäss gegen den Bilderdienst erklärten. Auf die Kunst selbst hatte dieser Beschluss keinen Einfluss; das Ansehen der Bilder erhielt sich nach wie vor. Karl erklärte ausdrücklich, dass er sie keinesweges verachte, selbst aus den Kirchen nicht verbanne, wenn ihnen nur nicht Anbetung gezollt werde; er war vielmehr ein beharrlicher Gönner der Kunst und sorgte auf das Eifrigste für die Erhaltung der vorhandenen und für die Ausführung neuer Malereien. Es zeigt sich aber, wenn ich nicht irre, in diesem Widerstreben der Frau-

ken der verständig nüchterne Sinn der Germanen, derselbe, welcher sie früher dem Arianismus geneigt gemacht hatte, der aber auch mit ihrer sinnlichen Rohheit im Zusammenhange stand.

Karls Bemühungen, Bildung und Gelehrsamkeit unter seinen Deutschen zu verbreiten, konnten natürlich nicht augenblicklich grosse Erfolge herbeiführen. Es bedurfte dazu der Arbeit vieler Generationen, und seine Nachfolger hatten weder die Einsicht noch die Kraft, um das von ihm begonnene Werk fortzusetzen und zu vollenden. Aber dennoch ging die Saat, die er ausstreute, nicht verloren; er hatte dafür gesorgt, dass sie auf die richtige Stelle, auf die einzige fruchtbare, die sich ihm darbot, fiel. Er wusste, dass bei den Verhältnissen seiner Zeit nur die Kirche vermochte, die Trägerin und Pflegerin geistiger Bildung zu werden; er erkannte aber auch, dass sie augenblicklich dazu nicht vorbereitet war. In Italien selbst, am Sitze des Oberhauptes der Kirche, war trotz mancher Ueberreste römischer Sprache und Cultur der wissenschaftliche Sinn völlig erloschen, die Kirchengucht erschläft. Unter der fränkischen Geistlichkeit herrschte eine Unwissenheit und Rohheit, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können¹⁾. Allerdings stand es hier im Norden nicht ganz so schlimm wie in Italien. Es gab wenigstens einige Klöster, welche strengere Sitten und die für den Kirchendienst nothwendigen Schulstudien bewahrten. Es gab auch einzelne tiefer blickende Männer, welche die höheren Ziele der Wissenschaft und Kunst ins Auge gefasst hatten und danach mit bewundernswerther sittlicher Kraft und Jugendfrische strebten. Aber ihre Zahl war klein und die Kluft zwischen ihnen und dem grossen Haufen ihrer Standesgenossen zu bedeutend, um ihnen eine rasche und erhebliche Wirksamkeit zu gestatten. Da griff denn Karl mit seinem schlichten, klaren Sinne und seiner kräftigen Hand die Sache an beiden Enden an. Durch die Anforderung strengerer Kirchengucht, durch bessere Besetzung der oberen geistlichen Stellen, durch gesetzliche Vorschriften und ermahnende Rundschreiben an Bischöfe und Aebte, durch persönliche Theilnahme am Kirchendienste auf seinen Reisen und ernste oder scherzhafte Rügen der Verstösse, durch Herbeischaffung von Grammatikern und sonstigen Elementarlehrern aus Italien suchte er wenigstens die Anfangsgründe des Wissens und des Anstandes in Kirchen und Klöstern zu ver-

¹⁾ Schon die Anekdoten, mit welchen der Mönch von St. Gallen Kaiser Karl den Kahlen belustigte, können als Beweis dafür gelten; so sehr sie im Einzelnen übertrieben und entstellt sein mögen, muss ihnen doch eine allgemeine Wahrheit zum Grunde gelegen haben. Aber auch Karls eigene Briefe und Verordnungen (Jaffé a. a. O. S. 349, 369, 372, 382) geben hinlängliche Beweise dafür. Es musste sehr arg sein, wenn es nöthig war, die Geistlichen, ehe man sie zur Vollziehung der Taufe zuließ, zu prüfen, ob sie den Glauben und das Vaterunser hersagen könnten.

breiten und Ehrgeiz des Lernens zu wecken. Daneben aber sammelte er jene hervorragenden Männer an seinem Hofe, suchte durch diese Gemeinschaft ihren Muth zu erhöhen, ihren Gesichtskreis zu erweitern und sie vor pedantischer Einseitigkeit und Aeusserlichkeit zu bewahren. Vor Allem aber nährte er bei ihnen mit richtigem Takte das Gefühl für die Zusammengehörigkeit gelehrter und künstlerischer Thätigkeit, den Sinn und die Liebe für die Kunst, als das wirksamste Bildungsmittel des Volkes. Sein Hof wurde dadurch fast eine hohe Schule der Kunst und Gelehrsamkeit, in der auch begabte jüngere Leute, von den Klostervorständen empfohlen, Aufnahme fanden, um das hier Erlernte später in ihren Klöstern auszuüben und zu lehren. Dazu kam dann, dass er aus dem Kreise seiner gelehrten und kunstgeübten Freunde die Aebte entnahm, welche er den Klöstern vorsetzte; Alcuin wurde Abt von St. Martin in Tours, Angilbert von Centula (St. Riquier) bei Abbeville, Ansigis zuletzt des wichtigen Klosters Fontanella in Flandern, Eginhard, obgleich in der Ehe lebend, Vorstand mehrerer geistlicher Stiftungen. Der Geist, der in Karls Umgebungen genährt war, fand daher zahlreiche Pflanzstätten, stärkte die verwandten Bestrebungen, die unabhängig von ihm in anderen Klöstern aufgekommen waren, und erlangte, wenn auch noch nicht eine volksthümliche Geltung, so doch eine breitere Basis. Karls Wirken war in der That der Ausgangspunkt der weiteren geistigen Entwicklung. Die Klöster, welche er gestiftet oder gefördert hatte, wurden Asyle der Bildung in den Stürmen der kommenden Jahrhunderte, die Gesetze, welche er gab, erhielten einige Ordnung in der allgemeinen Verwirrung, und vor Allem war er selbst ein Vorbild der späteren Herrscher deutschen Stammes.

Der Weg, den er eingeschlagen hatte, germanische und romanische Elemente zu verschmelzen war gewiss der richtige; aber dennoch hatten diese Bemühungen auch nachtheilige Erfolge. Bei der hergebrachten Rohheit, bei dem Mangel aller Vorbildung musste der Lerneifer oft in ein geistloses, unverständenes Aufnehmen übergehen, oft ermatten. Schon Karl selbst erfuhr dies an seinen Klosterschulen, und nach seinem Tode trat es noch häufiger ein. Während an einzelnen Orten die anregende Begeisterung des Lehrers oder die überwiegenden Fähigkeiten einiger Mitschüler einen Eifer hervorriefen, der in eine kindische Freude an vereinzelt Sätzen, an einer trockenen und schwerfälligen Nachahmung des römischen Styles in Prosa oder Versen überging, versank man an anderen wieder in eine träge Nachlässigkeit, in der dann die angelernten Lehren bald seltsam entstellt wurden. Der Kampf zwischen dem Lerneifer und der angeborenen rohen Unbehilflichkeit gab natürlich den Franken eine schülerhafte Stellung, welche in mancher Beziehung die freie Entwicklung des Geistes unterdrücken und lähmen musste.

Vor Allem nachtheilig wirkte dies denn auf dem Gebiete, wo freie Entschliessung am Nöthigsten ist, auf dem moralischen. In vielen Beziehungen standen die christlichen Lehren mit den Gebräuchen der germanischen Völker, die sie in den unruhigen Jahrhunderten der Völkerwanderung angenommen hatten, in Widerspruch. Selbst bei Karl tritt oft der Barbar noch sehr stark heraus. Dass er die Sachsen durch seine eiserne Hand zwang, die christliche Taufe mit heidnischem Herzen zu empfangen, lag vielleicht, so sehr es unseren Gefühlen widerstrebt, im Gange der Zeit. Aber die furchtbaren Grausamkeiten, die er bei dieser Gelegenheit beging, und ohne Rüge beging, können keine Rechtfertigung finden, und unter den fränkischen Bischöfen gab es keinen Ambrosius, der den blutbefleckten Kaiser von der Schwelle der Kirche zurückgewiesen hätte.

Noch waren ganze Regionen im Gebiete der Sittlichkeit unangebaut. An eine feste Ehe, an eine bleibende Häuslichkeit waren diese wilden Helden nicht gewöhnt; wenigstens den Fürsten scheint das Herkommen in dieser Beziehung keine Grenzen gestellt zu haben. Die merowingischen Könige hatten ohne Widerspruch ihrer Geistlichen mehrere Frauen gehabt, zu Karls Zeit stand zwar die bessere Theorie fest, aber freilich musste man der eingewurzelten Unsitte noch häufig nachsehen¹⁾. Dies ist nur ein Beispiel, wie in unzähligen Fällen selbst die Grundlagen der Sittlichkeit noch fehlten. Dazu kam dann noch, dass auch auf der römischen Seite manches zweifelhaft war. Derselbe Conflict zwischen christlichen Tendenzen und heidnischen Sitten und Gesetzen, wie im byzantinischen Staate, war auch in Italien. Hier aber schöpften die fränkischen Gelehrten ihre Weisheit; daher war denn auch bei ihnen vieles ungewiss; sie schwankten zwischen dem Bedürfnisse der Belehrung aus den alten Autoren und der Furcht vor ihrem unchristlichen Geiste. Wir finden, dass der weltkluge und gründlich gelehrte Alcin sich in seinem Alter Vorwürfe über seine Gelehrsamkeit macht, weil sie nicht ohne Studium der heidnischen Schriftsteller erlangt sei.

Wir begreifen daher, wie schwankend das Gebäude germanischer Lebensformen war, das Karl mit glühendem Eifer und kräftiger Hand eifertig errichtete. Mit Recht hat man bemerkt, dass er überall schaffen und durchsetzen wollte, was nur gepflegt sein will, damit es werde. Man darf es ihm nicht vorwerfen, denn durch diese gewaltsamen Mittel brach er

¹⁾ Ueber die Duldung der Geistlichen in dieser Beziehung vgl. Loebell a. a. O. S. 270 und Eginhard vita Car. M. c. 18, 19. Wie wenig feststehend der Begriff einer monogamischen Ehe noch war, zeigt, dass sogar Geistliche noch in Vielweiberei zu leben versuchten. „Si sacerdotes plures uxores habuerint, sacerdotio priventur, quia secularibus deteriores sunt“ (Capitul. A. D. 769).

die Bahn, welche zu ebenen es Jahrhunderte bedurfte; aber es ist einleuchtend, dass sein Werk nun nicht in gleicher Weise fortschritt, dass unter seinen Nachfolgern die Elemente der Zerrüttung, die seine starke Hand bewältigt hatte, mächtig hervorbrachen, und die höchste Verwirrung eintrat.

Aeussere Umstände trugen zu dieser Verwirrung bei; die Bruderkriege und Thronstreitigkeiten unter Karls Enkeln, die Schwäche dieser Fürsten, dann die verheerenden Einfälle der Ungarn und Normannen. Allein schon diese ungünstigen Ereignisse hatten innere Gründe; ohne solche wären sie abgewendet oder unschädlich gemacht worden, ohne solche hätten sich kräftige Charaktere gebildet, welche der Noth des Augenblickes glücklichen Widerstand leisten konnten. Es waren höchst eigenthümliche Verhältnisse, unter welchen Karl seine Völker zurückliess, Verhältnisse, wie sie wohl niemals in der Weltgeschichte wieder vorgekommen sind, die man sich schwer ganz vergegenwärtigen, bis in das Einzelne ausmalen kann.

Den Deutschen der Völkerwanderung, den Gothen und selbst den Franken, erschien die römisch-christliche Civilisation so sehr als ein Ganzes, als ein noch Bestehendes, dass sie sich ohne Weiteres darin zurechtfinden zu können meinten. An ihre Nationalität dachten sie nicht weiter, sie wollten sie zwar nicht aufgeben, aber sie waren bei Weitem nicht scharfsichtig genug, um eine Gefahr für sie zu ahnen; sie nahmen es weder mit dem Deutschen noch mit dem Römischen sehr ernst, fassten nur das Aeusserliche ins Auge. Sie mussten dies vielleicht, denn jeder Tag hat seine Sorge und schon das Nächste beschäftigt uns vollkommen. Bei Karl waren die Dinge schon weiter gediehen und sein tiefer, kräftiger Geist war nicht geneigt, sich mit dem Oberflächlichen zu begnügen. Seine Franken sollten die römische Wissenschaft und Gesittung recht gründlich erwerben, sie sollten aber dabei nicht aufhören, Deutsche zu sein. Er durchdrang also mit einem prophetischen Blicke die Absichten der Vorsehung, er wollte, was der Erfolg der späteren Jahrhunderte als das Richtige gezeigt hat. Er täuschte sich nur darin, dass er das, was nur im langsamen Schritte der Jahrhunderte durch die Anstrengungen und Versuche vieler Generationen erreicht werden konnte, für eine ausführbare Aufgabe seiner Regentenweisheit hielt. Aber dieser Irrthum ist der gewöhnliche hochbegabter Männer, vielleicht nothwendig um ihnen Muth und Kraft zu verleihen. Dadurch erschien Karl und seine Zeit den folgenden Jahrhunderten in einem idealen Lichte; er hatte mit grossen kühnen Zügen entworfen, was sie im Einzelnen unter Zweifeln und Kämpfen auszuführen hatten.

Wäre seine Herrschaft, wie die der Gothen auf Italien und das südliche Frankreich, auf Gegenden althergebrachter, tiefgewurzelter Civilisation

beschränkt gewesen, so würde dennoch seine Begünstigung des deutschen Elementes fruchtlos gewesen sein; die Germanen würden sich unter der dichten Bevölkerung verloren, dem einheimischen Charakter nur eine schwache Färbung gegeben haben. Sie hatte aber ihren Sitz im Norden von Gallien, wo römische Sitte viel weniger verbreitet, die Zahl fränkischer Ansiedler viel grösser war, sie umfasste auch den ganz unberührten, jungfräulichen Boden von Deutschland. Dadurch bekam das germanische Element in dem ganzen weiten Reiche eine viel grössere Kraft; bei allem Mangel an höherer Ausbildung, bei aller Demuth, mit der es sich den christlichen und römischen Lehren unterwarf, übte es dennoch eine geheime, aber wirksame Reaction dagegen aus. Diese Reaction erhielt dadurch einen sehr eigenthümlichen Charakter, dass sie völlig unbewusst war; man wollte nur christlich, nur römisch sein, während die deutsche Natur sich immer wieder hervordrängte. Begreiflicher Weise war dies im höchsten Grade lähmend, es brachte einen Zwiespalt in die innersten Regungen des Gemüthes; sie dachten, sie fühlten als Deutsche, freilich auch als rohe, sinnliche, verwilderte Deutsche, aber diese Gedanken und Gefühle waren begleitet von dem Bewusstseins ihres barbarischen Ursprungs, von dem Zweifel wie weit sie nach dem höheren, besser belehrten Urtheile des Priesters, des Gelehrten statthaft und richtig sein möchten. Dazu kam denn noch die Unsicherheit aller Pflichten und Rechte bei einer Menge von neuentstehenden Verhältnissen, welche gegenseitige Ansprüche begründete und einen wilden Kampf der Eigensucht und Leidenschaft erzeugte. Diese Unsicherheit nahm immer mehr zu; die Entstehung, die Grenzen der königlichen Gewalt, ihr Verhältniss zu den Grossen, die Rechte der Besitzer an ihren Gütern, die Erbrechte, die Familienverhältnisse, alles war unbestimmt, durch die Vermischung römischer und deutscher Begriffe streitig. Man sieht hier die Quellen endlosen Haders. Dabei erzeugte dann die Heftigkeit ungezügelter Begierden und die Gewohnheit leidenschaftlicher That Frevel aller Art, Bruderkriege, Kämpfe zwischen Vater und Sohn, Entführungen fürstlicher Jungfrauen und ähnliche Erscheinungen, welche selbst auf den höchsten, von dem schwachen Lichte der Geschichte beleuchteten Punkten der damaligen Zeit so oft vorkommen, und also in niedrigeren Regionen gewiss noch viel häufiger gewesen sein werden. Dann folgen Verträge, welche wieder gebrochen werden, wirkliche oder vermeintliche Verletzungen, und neue Kämpfe, bis endlich die Kirche strafend und mit Bussvorschriften sich geltend machte. Es ist begreiflich, dass bei diesem Zustande der Dinge sich eine feste Gesinnung nicht leicht, wenigstens nicht im bewegten Leben bilden, und die bessere Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters noch nicht zum Vorschein kommen konnte. Es lag eine Kluft zwischen dem natürlichen Gefühle und der geistigen Bildung.

Dies zeigt sich ganz unmittelbar an der Sprache. Bekanntlich waren die deutschen Dialecte zur Zeit der Völkerwanderung für den schriftlichen Gebrauch noch nicht bearbeitet. Zwar hatten die Gothen schon frühe gelungene Versuche gemacht, allein bei ihrer Zerstreung unter der Mehrzahl der Römer in Italien und im südlichen Gallien gewann sofort das Lateinische mit seiner kirchlichen Autorität und seiner ausgebreiteten Literatur die Oberhand; es wurde die allgemeine Sprache der Wissenschaft und der Geschäfte, ja selbst für den brieflichen und mündlichen Verkehr der Gebildeten und für den poetischen Ausdruck. Karl liess zwar die deutschen Lieder sammeln, aber diese vereinzelte Gunst blieb unwirksam. Wichtiger war es, dass im 9. Jahrhundert ein Mönch im Elsass, Ottfried, sich gedrungen fühlte, die Evangelien in fränkische Verse zu übertragen; er bemühte sich, nicht ohne Klage über die Unfügsamkeit des rauhen Dialectes, die römischen Buchstaben den deutschen Lauten anzupassen. Allein dieser erste Beginn einer deutschen Literatur konnte nur geringe Folgen haben, im Wesentlichen blieb noch Jahrhunderte lang das Lateinische ausschliessliche Schriftsprache. So waren denn also die Gebildeten oder Gelehrten von der naiven Empfindung des Volkes gesondert, sie konnten ihre Gedanken und Gefühle nicht in voller Frische und Unmittelbarkeit, sondern nur in Uebersetzungen geben. Wer es weiss, wie sehr die Sprache nicht bloss ein willkürliches Mittel der Mittheilung ist, sondern der Lebensathem des Volkes, die Verbindung der innersten Gefühle mit der grossen Natur, in welcher unser Geist ins Leben tritt und sich selbst verstehen lernt, fühlt es, wie lähmend dies einwirken musste. Jede warme Empfindung kam erstarrt und trocken aus dem Munde hervor, jeder eigenthümliche Gedanke konnte nur soweit mitgetheilt werden, als der Sprachschatz des Redenden es gestattete.

Indessen konnte es nicht fehlen, dass mehr und mehr germanische Elemente selbst in diese Latinität, noch vielmehr in die Gedanken, welche darin ausgesprochen wurden, in das System moralischer und rechtlicher Ansichten eindringen. Dadurch musste denn zunächst die Verwirrung noch steigen, endlich aber eine neue Formbildung entstehen, in welcher beide Elemente verschmolzen waren. In Karls Schöpfungen waren diese Elemente nur mechanisch gemischt, unter seinen Nachkommen geht der Prozess chemischer Zersetzung vor sich, in welchem dann zuletzt neue Gestaltungen sich krystallisiren. Erst bei dem Erlöschen des karolingischen Hauses in Deutschland und in Frankreich werden uns diese sichtbar, und mit dem Auftreten neuer Geschlechter in beiden Ländern beginnt der Bildungsprozess der neuen christlich germanischen Welt, das eigentliche Mittelalter. Die karolingische Epoche ist für dieses eine Vorstufe, mehr der Abschluss der Völkerwanderung, als der Beginn des Mittelalters; sie

enthält nur die Stoffe, welche die spätere Entwicklung verarbeitet, zeigt nur die Grundlagen, auf welchen diese beruht.

Auch in der Geschichte der Kunst begrenzt sich diese Periode sehr bestimmt gegen die darauf folgende des Mittelalters; wir sehen in ihr noch ganz römische Erscheinungen, aber mit einzelnen, zum Theil bedeutenden Spuren germanischen Geistes vermischt, während erst später, etwa unter der Regierung Otto's I. in Deutschland, der Beginn einer neuen Formbildung sichtbar ist, die dann in steter Entwicklung das Mittelalter hindurch sich fortsetzt.

Zweites Kapitel.

Erste Leistungen germanischer Architektur.

Gothen und Franken.

Cäsar und Strabo betrachten die Germanen noch als halbnomadische Völker, die keine festen, gegen Frost und Hitze schützenden oder zum Bewahren von Vorräthen geeigneten Gebäude besäßen; sie erklären daraus den Wechsel der Aecker und ihre Wanderlust¹⁾. Auch Tacitus, obgleich er sie als in wohlgeordnetem Gemeinwesen lebend und ackerbauend kennt, schildert ihre Architektur als sehr unvollkommen. Sie haben, sagt er in einer berühmten, oft angeführten Stelle, keine Städte, dulden nicht einmal engverbundene Häuser; jeder lässt sich nieder, wo ihm eine Quelle, ein Feld, ein Hain gefällt. Selbst in den Dörfern, fügt er hinzu, sei jedes Haus von weitem Raume umgeben, zum Schutze gegen Feuersgefahr oder aus Unkenntniss des Bauens. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel wären bei ihnen im Gebrauche, sie bedienten sich formlosen Materials, ohne auf Schönheit oder Zierde zu sehen²⁾. Worin dieses formlose Material bestanden, ob aus Lehm mit Holz verbunden, wie Vitruv die gewöhnliche Bauweise der Gallier, oder aus Brettern und Weidengeflecht, wie Strabo die Häuser der Belgier beschreibt, oder, wie die gedachten Worte auch übersetzt werden können, aus rohen, unvollkommen bearbeiteten Baumstämmen, ist nicht angedeutet³⁾. Ohne Zweifel gab es in dieser Beziehung

¹⁾ Caesar de bello gall. VI. 22. Strabo lib. VIII. c. 1.

²⁾ Tac. Germ. c. 16. Materia ad omnia utuntur informi et citra speciem et delectationem.

³⁾ Vitruv. lib. 2. c. 1. Strabo IV. 4. Die Häuser der Markomannen in den Reliefs der Antoninssäule scheinen kreisförmige, aus senkrecht eingerammten Baumstämmen gebildete Hütten.